

Zeitschrift: Schweizer Soldat : Monatszeitschrift für Armee und Kader mit FHD-Zeitung
Herausgeber: Verlagsgenossenschaft Schweizer Soldat
Band: 3 (1928)
Heft: 5

Artikel: Der Schweizersoldat des Mittelalters im fremden Urteil
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-707681>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 23.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

wieder seinen Vortrag mit einem kräftigen Schützenwitz; und die unvermeidliche « Wäntele » ölte gar oft das Sprachwerk. Alles zum Gaudium der einen, zum Aerger und Verdruss der andern, die sich je nach dem « Hieb » betroffen fühlten.

Plötzlich — rascher als den meisten lieb — kam der Befehl « Auf »! und weiter gings, ins enge Flusstal. Die Sonne stand hoch und gar spärlich spendeten die steilen Hänge den so begehrten Schatten. Mehldick lagerte sich der aufgewirbelte Staub auf Gesicht, Kleidern und Tornister. Man passierte das Oertchen S. Ein kurzer Blick nach Norden auf die Grenzkämme. Ein ebenso kurzer Marschhalt am glühendheissen Abhang. Und so gings weiter, ohne Gesang und Klang und ohne — « Geschnörr! » Die Kehle war zugeklebt. Auffallend « anhänglich » erwiesen sich Tornister und Gewehr. Ein letzter Halt vor L. und endlich ein kühler Schluck —



(Buchmann, Grabs)

Die Uebungsleitung.

vielleicht war's nicht « hygienisch-einwandfrei », das köstliche Wasser, aber das war wurscht und getrunken wurde es! Weiter gings, in ein Seitental, steil ansteigend, die grossen Strassenkehren hinauf. Da lagen sie auch schon, wie Fliegen, scheinbar mausetot, zu beiden Seiten der Strasse. Und die dazumal noch etwas « nieder » beurteilte Sanität griff ebenso intensiv wie energisch ein. Und als die Herren Hitzschlagbetroffenen ein bischen gefrischt waren und geruht hatten, und als sie gar merkten, dass in dem netten Dörfchen

auf luftiger Höhe Halt gemacht wurde, stellten sie sich auffallend rasch bei der Einheit wieder ein. —

Ja, da waren wir nun. Und als die Wagen eintrafen, speziell die liebe « Kulaschkanone », wurde rasch gespeist, Vorbereitungen für die Einquartierung wurden getroffen. Und dann gings in einen prächtigen Baumgarten. Changieren, Putzen und hauptsächlich — Ruhen!

Derweil donnerten ohne Unterlass die Kanonen von Norden her. Dort drüben schiens heiss herzugehen. Aber bei uns? — Der « strategische Aufmarsch » schien beendet, indes von der kommenden Schlacht war nicht das Geringste zu spüren. Im Gegenteil, die ganze Natur lag so friedlich da, im Glanz der Abendsonne, dass auch die vielen Menschlein in Uniform und Zivil sich beruhigten. Die Sprache fand sich wieder. Und allmählig drang die Auffassung durch, dass das ganze Manöver gar nicht so ernst und gefährlich war, wie es schien — und der kleine Witzbold der Kompanie gab seinen unvermeidlichen Senf zur Sache und meinte am Schluss: « Dä Türk hei si wieder chaibä fin igfädlet — aber i ha's glich gmerkt — Prost! » (Und damit verschwand auch der letzte Rest der berühmten goldenen Flüssigkeit). — Aber ein höherer Bearmbändelter meinte resigniert: « Mä cha jo. Aber grad äso!! » (Wie sich später herausstellte, war die Situation viel gefährlicher gewesen, als die meisten Soldaten sich gedacht hatten.)

Viele schöne Tage verlebten wir dort droben, kamen auch dazu, die Grenze zu beschützen, durch Postenstellen und Patrouillengehen. Und sogar den flotten Sappeuren « durften » wir helfen — Steine klopfen, und anderes mehr! Welch eine Lust! W.

Der Schweizersoldat des Mittelalters im fremden Urteil.

I.

Jedes Volk hat seine kriegerische Ueberlieferung, seine Verehrung für die Vorfahren, deren Taten die Gründung oder die Erhaltung des Staates gewährleisteten. Ganz natürlicherweise kann dieser Ahnenstolz einen Umfang annehmen, der vielleicht nicht ganz mit den geschichtlichen Tatsachen übereinstimmt. Wir Schweizer haben bei unserer kriegerischen Vergangenheit eine besonders grosse Zahl von Volkshelden, deren Ruhmestaten von Geschlecht zu Geschlecht bewahrt und verehrt werden. Nicht nur hat die alte eidgenössische Tapferkeit des Landes Unabhängigkeit erstritten und sie gegen mächtige Widersacher unverbrüchlich erhalten, darüber hinaus hat sich gewissermassen ein Ueberschuss ihrer kriegerischen Grösse über alle Schlachtgefilde Europas ergossen. Es gab ein Zeitalter, da keine Schlacht in Europa geschlagen wurde ohne Teilnahme eidgenössischer Heerhaufen, ja gewisse Staaten, wie Frankreich, die Republik Venedig und andere schützten und vergrösserten sich förmlich mit schweizerischer Soldatenhilfe. Nicht nur einzelne Männer, ganze Ahnengeschlechter leben daher in unserer kriegerischen Ueberlieferung. Obschon die geschichtlichen Tatsachen da sind, um diese Ahnengrösse zu beweisen, so habe ich mir dennoch die Frage gestellt, ob wir uns nicht vielleicht auch zu hohe Vorstellungen machen. Ich sagte mir, davon könne ich mich am besten unterrichten, wenn ich nachforsche, wie ein fremder Zeitgenosse über den alteidgenössischen Krieger urteile. Ich fand dieses Urteil im Werke des florentinischen Staatsmanns Niklaus Macchiavelli und

in seinen Quellschriftstellern. Macchiavell lebte von 1469—1527, also zur Zeit der Burgunderkriege, der Feldzüge in der Lombardei mit den Hauptschlachten von Novara, Marignano, Pavia. Er muss also gute Kunde über die Taten unserer Väter auf fremden Schlachtfeldern gehabt haben.

Macchiavell schrieb sein Werk als Vorschlag an sein Vaterland, dass es sich aus dem eigenen Volk ein Heer schaffe, in der richtigen Erkenntnis, nur ein Heer aus Landesangehörigen könne dem Staat wahren Schutz gewähren. Damals hatten ja die italienischen Kleinstaaten keine eigene Truppen, sondern sie warben sich Söldner oder vielmehr Söldnerführer, sogenannte Condottieri*, die dann ein Heer anstellten. Natürlich waren diese Soldaten die Unzuverlässigkeit selbst, da sie nichts mit ihren Kriegsherren verband, als die Sucht nach Gewinn.

Macchiavell sucht nach Beispielen und kommt dazu, die Fechtweise der Römer zu empfehlen. Er schaut sich aber auch in seinem Zeitalter um und kommt zum Schluss, dass die Schweizer die besten Krieger des Zeitalters seien. Seiner Ansicht nach haben die Schweizer mit ihrem festgeformten Regiment — das er mit der Phalanx der Griechen und der Legion der Römer vergleicht — als einzige « noch einen Schatten vom Kriegswesen der Alten erhalten ».

Der Schriftsteller spricht weiter von den damaligen schweren Geschützen, die er nicht für sehr gefährlich hält, und fährt dann fort: « Es ist wahr, dass die Haken und die Feldgeschütze viel gefährlicher sind. Das beste Mittel dagegen ist aber immer, bald zum Handgemenge zu kommen. Man muss die Schweizer nachahmen, welche nie aus Furcht vor dem Geschütz einer Schlacht ausgewichen sind, und welche den, der aus Schrecken davor aus den Reihen weicht, oder in seiner Haltung nur irgend ein Zeichen von Furcht blicken lässt, mit dem Tode bestrafen. »

Wie gründlich unsere Vorfahren mit der, vor ihrem Auftreten als einzig richtig geltenden Kampfweise im Harnisch und zu Pferd aufgeräumt hatten, und wie sehr sie damals als Lehrmeister der Kriegskunst galten, beweist folgender Fragesatz in jenem Werk: « Ich möchte auch hören, warum die Schweizer, der alten Aufstellungsart ähnlich, ein geschlossenes Regiment von 6000—8000 Fussknechten bilden; und aus welcher Ursache alle anderen Völker sie nachgeahmt haben... » An anderer Stelle steht über den gleichen Gegenstand: « ... erst die Besiegung Karls des Kühnen durch das Fussvolk der Schweizer sollte zu den wahren Grundsätzen (der Kriegskunst) allmählich zurückführen. »

Welche Bedeutung der Schweizergesoldat bald im fremden Heeresdienst erwerben sollte, beweist folgender Satz in einem 1666 erschienenen Werk des französischen Schriftstellers Brantôme: « Ich habe in unsern Heeren gesehen, dass wir uns für unüberwindlich hielten, wenn wir ein Korps Schweizer hatten. » Und der französische Marschall von Schomberg schreibt in einem Buch, das 1695 in Paris erschien: « das Fussvolk der Schweizer ist in den Armeen, was die Knochen im menschlichen Körper. »

Der spanische Geschichtsschreiber Hernando del Pulgar (1436—1499) erzählt in einem Werk, das 1557 in Zaragoza herausgegeben wurde: « Im Jahr 1483 kamen auch, um dem König und der Königin zu dienen, Leute, die sich Schweizer nannten, geboren im Königreich Schweiz, das in Oberdeutschland liegt. Es sind

kriegerische Männer, die zu Fuss fechten und entschlossen sind, niemals dem Feinde den Rücken zu kehren. Aus diesem Grunde halten sie die Spiesse vor und sind weiter mit keiner Rüstung beschwert, was sie auch darum tun, um gewandter in der Schlacht zu sein. Sie dienen für Gold in fremden Ländern und unterstützen sie in den Kriegen, die sie für die gerechtesten halten. Sie sind gottesfürchtig und gute Christen, und halten es für eine grosse Sünde, etwas mit Gewalt zu nehmen. »

Die Spanier wurden die besten Schüler der Eidgenossen. Namentlich unter der Regierung Karls des V. war das spanische Fussvolk in hohem Ruf und die Schweizer mussten manchen harten Kampf mit ihm ausfechten; nicht immer blieb der Vorteil auf unserer Seite. Die Kerntruppe des spanischen Fussvolkes waren die Viejos Gardas (alte Garden), die dann schliesslich in der Schlacht bei Rocroi vollständig aufgerieben wurden, woran die Schweizerregimenter den Hauptanteil hatten.

1494 führte der französische König Karl der VIII. einen Kriegszug nach Neapel aus. Auf dem Rückzug wurde sein kleines Heer allseitig von den Italienern angegriffen und als es an den Fuss der Apenninen kam, geriet es in eine schwierige Lage. Der König glaubte seine Artillerie verloren. In seinem Heer befand sich eine Abteilung von 3000 Schweizern, « die Hoffnung des Heeres », wie sie der französische Schriftsteller Ph. von Comines nennt. Diese Schweizer anboten sich, die Artillerie aus eigener Kraft über die damals wegearmen Apenninen zu schaffen; tatsächlich brachten sie das gewaltige Werk mit der alleinigen Kraft ihrer Arme zustande. Lange Zeit war es daraufhin Ehrenaufgabe der Schweizergesoldaten in französischen Diensten, die Artillerie zu beschirmen.

Ich lasse nun einige Schilderungen aus fremder Feder über die grossen Ereignisse der damaligen Zeit folgen. Der französische Schriftsteller Ph. von Comines (1444—1509) schildert in seinen Denkwürdigkeiten die Schlacht bei Nancy wie folgt:

« Nach der Schlacht bei Murten nahm der Herzog René von Lothringen seine Hauptstadt Nancy nach hartnäckiger Verteidigung der burgundischen Besatzung wieder ein. Karl der Kühne, der zum Einsatz heranzückte, kam um einen Tag zu spät. Er belagerte sogleich die Stadt und brachte sie in wenigen Tagen zum Aeussersten, da sie nicht mit Lebensmitteln versehen war. Der Herzog von Lothringen beauftragte eine Schar, Nahrungsmittel in die Stadt zu bringen und sandte um Hilfe nach der Schweiz und nach Deutschland. Die Schar brach mit grosser Kühnheit mitten durch das burgundische Lager und kam zum grössten Teil glücklich in die Stadt. Bald langten 14—15 000 Mann Schweizer und Deutsche an, die sich mit dem Heer des Herzogs René vereinigten. »

Am Tag vor der Schlacht kam Campobasso (ein Günstling des Herzogs von Burgund, der hier zum Verräter wurde) mit 120 Berittenen zu diesem Heer, nachdem er 14 Vertraute zurückgelassen, teils um die Flucht zu beginnen, teils um seinen Herrn zu töten. Allein die Schweizer wiesen ihn ab mit den Worten: « sie wollten keinen Verräter », worauf sich Campobasso an die Brücke von Bridores begab, die er verrammeln liess, um dem Herzog den Rückzug zu versperren.

Karl der Kühne hatte indessen seinen Kriegsrat zusammengerufen. Sein Heer war entmutigt, schlecht bewaffnet und wenig zahlreich. Der weisere Teil des Rates riet von der Schlacht ab, allein der Herzog, der

*) Vergl. unsere Abbildungen Seite 1, 3 und 4, Italienische Söldnerführer.

nie geneigt gewesen war, sich raten zu lassen und nach dessen Begriffen von der Ritterlichkeit es als ein Schimpf galt, den Kampf auszuschlagen, beschloss, den überlegenen Feind zu erwarten. Er rückte also aus seinem Lager heraus und stellte sich in einer, dem Ansehen nach festen Stellung auf. Vor sich hatte er einen Bach, der zwischen dichten Hecken floss; sein rechter Flügel lehnte an den Meurtheffluss und sein linker an das Waldgebirge. Ein Wirtshaus an der Landstrasse, die seine Stellung senkrecht durchschnitt, hatte er besetzt und auf der Strasse selbst alle seine schwersten Geschütze aufgepflanzt.

Am 5. Januar 1477, 8 Uhr morgens, kam das Heer seiner Gegner zu Neustadt an. Schweizer und Deutsche bildeten je ein Regiment, deren eines sich gegen die Meurthe hin ziehen, das andere auf der Landstrasse vorgehen sollte. Die Lothringer stellten sich gleichfalls unter die Fahnen und alles rückte in bester Ordnung in einer Linie vor. Das Geschütz der Burgunder begann ein lebhaftes Feuer zu eröffnen, allein zu früh, um seine volle Wirkung zu tun. Ohne bedeutenden Verlust ging das Regiment der Schweizer von der Strasse ab und zog sich rechts bergaufwärts gegen den Wald, bis es in der Flanke der Burgunder stand. Als der Herzog das sah, befahl er seinen Bogenschützen, gegen die Schweizer Front zu machen. Zum gleichen Zweck bildete er zwei Geschwader Berittener, deren Führung er dem Italiener Galcotto, einem tapfern Condottiere, und Josse de Lalain, einem Herrn aus Flandern, übertrug.

Als die Schweizer den Vorteil des hohen Orts gewonnen, machten sie Halt und stürzten dann wie ein reissender Bergstrom (nach den Burgundischen Jahrbüchern: wie ein Wildbach oder der Blitz) auf die Burgunder herab. Das Fussvolk der Burgunder ergreift bald die Flucht, die Schweizer stürmen ihm nach und fallen auf das Geschwader Galcottos, das trotz der Bemühungen seines Führers dem Fussvolk folgt. Das andere Geschwader, gleichfalls unvermögend, dem heftigen Stoss der Schweizer zu widerstehen, bricht sich und entflieht gegen die Brücke von Brides. Hier wird das Blutbad grösser als in der Schlacht, und da die Brücke durch Campobasso gesperrt ist, findet, was dem Schwert entgeht, den Tod in den Wellen. Der Herzog von Burgund wird unter den Flüchtigen erschlagen und sein Leichnam wurde erst nach zwei Tagen auf dem Schlachtfeld gefunden, das Haupt halb in einen Graben eingefroren. Man erkannte ihn an seinem langen Barte und an seinen Fingernägeln, die er seit der Schlacht von Grandson hatte wachsen lassen. »

Dies ist das Ende Karls des Kühnen von Burgund, der so lange Zeit der Gegenstand der Bewunderung und des Neides seiner Zeitgenossen gewesen war. Obgleich die Besiegung eines Reiterheeres durch das vortreffliche Fussvolk der Schweizer an sich nichts wunderbares ist, so erregten die Niederlagen und der Tod des Herzogs von Burgund doch damals das Staunen der Menschen im höchsten Grade. Ein so ungeheures Ereignis war nötig, um zu den Grundsätzen der Alten zurückzuführen, und das Fussvolk, das man vordem gar nicht gezählt hatte, wenigstens als einen wichtigen Bestandteil des Heeres zu betrachten. (Anmerkung Macchiavells.)

Pirkheimer, Nürnberg (1470—1530) sagt: « Nach dem Tode Karls des Kühnen gab es keine Macht, die es gewagt hätte, die Schweizer anzugreifen. Wir haben von ihnen die Waffen und die Taktik, welche jetzt bei uns gebräuchlich ist, angenommen. »

Doch noch grössern Ruhm sollten unsere Vorfahren auf den Gefilden Oberitaliens erwerben. Von 1494 an war dieses Land der Tummelplatz der europäischen Heere. Paulus Jovius beschreibt die Eidgenossen in seiner Geschichte des Zeitalters (gedruckt 1550 in Florenz) wie folgt:

« Sie trugen kleine Degen und 18 Fuss lange Picken, die in eine scharfe Spitze ausliefen. Ihre Barette und Hüte waren mit Federn geschmückt. Die Mehrzahl hatte Hellebarden, die sie mit beiden Händen führten. Ihre Kleider waren vielfarbig und schmiegt sich den Gliedern völlig an. Ihr Marsch war ernst nach dem Schall der Trommel. »

Macchiavell rühmt ihnen nach, sie hätten « durch langen Kriegsdienst und durch viele ausgezeichnete Siege den Ruhm der alten Tapferkeit wieder erneuert. » Er sagt weiter: « Sie treten nie aus ihren Gliedern und stellen sich dem Feind gleich einer Mauer standhaft und fast unüberwindlich entgegen. » Andere Geschichtsschreiber berichten: « In den Ebenen Oberitaliens gleichen ihre Regimenter, Massen von vier- bis fünftausend Mann, von Picken starrend und daher Igel genannt, beweglichen Zitadellen, in die einzudringen der besten Reiterei unmöglich war. Hier war es auch, wo ihr Kriegermuth den höchsten Grad erreichte, wo sie sich durch viele glänzende Waffentaten den Namen der modernen Spartaner erwarben, und wo sie sich wegen ihrer Siege über den König von Frankreich den stolzen Titel « Königegebändiger » beileigten. »

Im Anfang traten die Schweizer in Italien als Verbündete des französischen Königs auf. Gegen 1510 entzweiten sie sich jedoch mit diesem und gaben den Wünschen des Papstes Gehör, der sich um ein Bündnis mit ihnen bewarb. In Wirklichkeit wurden sie dadurch zu eignen Kriegsherren und bald schwangen sie sich durch ihre Siege in der Lombardei zu Gebietern auf.

Der florentinische General und Geschichtsschreiber Guicciardini gab von der damaligen Schweiz folgende Schilderung: « In dieser Zeit waren sie in dreizehn Völkerschaften geteilt, die sie Stände nannten. Jeder dieser Stände regierte sich mit eigenen Magistraten, Gesetzen und Einrichtungen. Jedes Jahr einmal, oder öfter, wenn es nötig ist, versammeln sich, um über die allgemeinen Angelegenheiten zu beraten, ihre Abgeordneten bald an diesem, bald an dem andern Orte. Diese Versammlung nennen sie Tagsatzung; beraten wird über Krieg, Frieden, Bündnisse, über die Forderung von Soldaten, über die Erlaubnis, Freiwillige anzuwerben, überhaupt über die Angelegenheiten, die alle betreffen. Wenn sie durch öffentlichen Beschluss gestatten, Soldaten anzuwerben, so ernennen sie unter sich einen General über alle, dem im Namen des Bundes die Fahne übergeben wird. Dadurch, dass sie für andere Mächte Kriegsdienste tun, wollen sie das Volk kriegerisch und tapfer erhalten. »

Von der Zeit ihrer Siege über den Herzog von Burgund und besonders im italienischen Krieg, war das Ansehen der Schweizer immer mehr gestiegen, durch ihre Waffentaten und den Schrecken, den ihre unerschütterliche Tapferkeit verbreitete. Nicht mehr als Söldlinge und als Hirten, erschien jetzt die Nation, sondern als wohlgeordneter Freistaat. Und als Männer, ausgebildet in der Staats- und Regierungskunst, bewachten sie den Gang der politischen Begebenheiten und gestatteten keinen Krieg, der ihnen nicht genehm war. Helvetien war der Vereinigungspunkt der Gesandten aller christlichen Fürsten; der König von Frank-

reich, der Papst und alle Mächte bezahlten ihnen Tribut, ihr Bündnis zu erkaufen und die Erlaubnis, bei ihnen Soldaten anzuwerben.»

General Guicciardini erzählt im elften Buch seines Werkes die Schlacht bei Novara (1513) wie folgt:

«Nur Como und Novara hielten noch für den Herzog Maximilian Sforza; das ganze übrige Herzogtum Mailand war in der Gewalt der Franzosen. Allein weder ihnen, noch den deutschen Landsknechten, noch den spanischen Waffen, noch den Venetianern war der Ruhm dieses Krieges bestimmt, sondern allein den Schweizern.

Das französische Heer zog vor Novara, kühn durch so viele Erfolge, durch das Bekenntnis der Feinde selbst, die sich hinter den Mauern einschlossen, und durch die Furcht, die die Spanier gezeigt hatten. Die Erinnerung der Vergangenheit erschien als Vorzeichen der Zukunft, denn dies war dasselbe Novara, wo Ludwig Sforza, der Vater des jetzigen Herzogs, gefangen genommen wurde; im französischen Heer hat man dieselben Feldherren, La Trémouille und Trivulce, und beim Sohne waren dieselben Fähnchen, die den Vater verräterischerweise ausgeliefert hatten. Stolz schrieb La Trémouille dem König, er werde an demselben Ort den Sohn gefangen nehmen, wo er den Vater zum Gefangenen machte.

Die Franzosen begannen lebhaft Bresche zu legen. Allein der Ort war nicht günstig und ein Sturm gefährlich; und die Schweizer, zum Beweis, wie wenig sie sich fürchteten, erlaubten nicht, dass die Tore der Stadt, gegen das Lager zu, geschlossen wurden. Als eine hinlängliche Bresche zustande gebracht war, stürmten die Belagerer mit grossem Mut, fanden aber den tapfersten Widerstand und kehrten in das Lager zurück. Da sie denselben Tag erfuhren, es seien neue Schweizer in die Stadt gerückt und Hohensax, ein Feldherr von grossem Rufe, werde mit einer noch viel grössern Zahl erwartet, so entfernten sich die Franzosen den folgenden Tag zwei Miglien (6000 Schritte) von Novara, wobei sie fest hofften, den Sieg mehr durch die Uneinigkeit der Gegner und ihren Mangel an Lebensmitteln, denn durch die Waffen zu erreichen.

Allein die Kühnheit und der feurige Mut Mottinos, eines Generals der Schweizer, machte diese Hoffnungen zunichte. Dieser rief die Menge auf den Marktplatz von Novara zusammen und hielt folgende Rede, sie auffordernd, ohne Hohensax abzuwarten, die Franzosen anzugreifen:

«Je schwerer die Sache scheint,» sprach er, «desto eher wird sie gelingen, denn je unvorsehener und unerwarteter die Ereignisse sind, desto mehr setzen sie die Menschen in Schrecken. Nichts aber erwarten die Franzosen weniger, als einen Angriff von unserer Seite, sie, die heute erst gelagert sind, unordentlich und ohne Verschanzung, wie die Franzosen pflegen. Nie hatten früher ihre Heere den Mut, ohne unser Fussvolk zu schlagen; und wenn sie es auch seit den letzten Jahren getan haben, so wagten sie doch nie gegen uns zu kämpfen. Welche Furcht, welcher Schrecken wird sie ergreifen, wenn sie sich voll Wut und Ungestüm von denen angegriffen sehen, deren Tapferkeit und Kühnheit allein ihnen Mut und Sicherheit einzuflössen pflegte. Lasst euch nicht durch ihre Reiterei noch durch ihr Geschütz anfechten, denn wir haben ja schon früher die Erfahrung gemacht, wie sehr sie sich darauf verlassen gegen uns. Gaston de Foix, dieser tapfere Feldherr, an der Spitze so vieler Lanzen und einer so grossen

Menge Geschützes, gab er uns mitten in der Ebene nicht stets Bahn, als wir vor zwei Jahren, ohne Reiterei, ohne Geschütz, bloss mit unsern Picken bewaffnet, bis vor die Tore Mailands vordrangen? Jetzt haben sie die deutschen Landsknechte bei sich, aber gerade dies ist es, was euch antreibt, das mich entflammt, denn wir werden zu gleicher Zeit Gelegenheit haben, dem König zu zeigen, dass er nie einen für sich und sein Reich verderblicheren Entschluss gefasst hat, als mit so schwarzer Undankbarkeit unser für ihn vergossenes Blut zu vergessen, dass sie nicht imstande sind, uns unseres Brotes zu berauben, dass die Landsknechte den Schweizern nicht gleich sind, und wenn sie auch dieselbe Bewaffnung, Schlachtordnung und Fechtart haben, dass doch ihre Tapferkeit und Kühnheit nicht dieselbe ist. Der König, der uns in seinem Uebermut bergbewohnendes Gesindel genannt hat, soll sehen, dass wir ebenso tapfere Krieger sind, als die Ahnen seines Adels, die vor kurzer Zeit noch nicht mehr waren als wir, und dass auch unser Schwert sich Reichtümer zu erwerben vermag und Titel und Würden.

Nur eins ist schwer: ihr Geschütz zu erobern; aber leichter wird es uns dadurch werden, dass es noch nicht verschanzt ist, dass wir es überfallen, dass uns die Finsternis der Nacht schützt. Gehen wir rasch darauf los, so ist der Zeitraum nur kurz, während dessen es uns Schaden kann, und der Tumult, die Unordnung, die Verwirrung des Augenblicks wird ihn noch kürzer machen. Alles übrige ist von grösster Leichtigkeit. Die Reiter werden es nicht wagen, sich unsern Picken zu nahen, noch viel weniger wird jener unnütze Schwarm von französischem Fussvolk und Gaskognern uns Stand halten. Durch diesen Beschluss wird sich unsere Klugheit nicht minder offenbaren als unsere Kühnheit. Der Krieger Ruf unseres Volkes ist schon sehr hoch gestiegen und wir können uns den Ruhm unseres Namens dadurch erhalten, dass wir eine Tat unternehmen, die die Erwartungen aller Menschen übertrifft. Löschen wir die Schmach des Ortes aus, die noch auf uns lastet, obgleich der Verräter mit dem Leben büsste. Wir gehen einem gewissen Sieg entgegen, wenn wir Männer sind; und je grösser die Gefahr scheint, desto grösser wird unser Ruhm sein, und je grösser die Zahl der Feinde ist, desto grösser unsere Beute.»

Den Worten Mottinos folgte lauter Zuruf des Heeres, und jeder erhob den Arm zum Zeichen der Zustimmung. Er aber befahl ihnen, zu ruhen und sich bereit zu halten, beim Schall der Trommel in die Glieder zu treten.

Nie fasste die Nation der Schweizer einen stolzern und kühnern Beschluss, wenige gegen viele, ohne Reiterei, ohne Geschütz gegen ein Heer, mächtig an beiden, in keiner Art durch die Notwendigkeit gezwungen, denn Novara war ausser Gefahr und den andern Tag erwarteten sie bedeutende Verstärkung, stimmten sie bei freier Wahl zwischen geringerer Sicherheit bei Hoffnung auf grössern Ruhm, und grösserer Sicherheit bei geringerem Ruhm, freiwillig für unmittelbare Schlacht.

Den 6. Juni 1513 zogen sie also, 10 000 an Zahl, mit grossem Getöse aus Novara aus. 6000 sollten das Geschütz angreifen, um welches die deutschen Landsknechte lagerten, denen der König von Frankreich, seit seiner Entzweiung mit den Schweizern, diesen Ehrenposten angewiesen hatte. Der Rest sollte sich mit gefällten Picken der Reiterei entgegenstemmen. Wegen der Kürze der Zeit, und weil man ein solches Ereignis nicht erwartete, war das Lager der Franzosen nicht verschanzt worden. Als sich daher auf die Meldung

der Schildwachen hin Lärm erhob, waren anfangs Furcht und Verwirrung gross, um so mehr, da das Unvorhergesehene der Sache und die Finsternis im Ungewissen liessen.

(Schluss folgt.)

Tabellarische Übersicht der Entwicklung unseres Gewehres.

Modell vom Jahr	1851	1869	1889/96	1911
Konstrukteur		Vetterli	Rubin und Schmid	Eidgen. Waffenfabrik
Länge, mm		1320	1313	1311
Gewicht, gr	4750	4600	4600	4500
Magazin, Art	keines	Röhren	Kasten	
Zahl der Patronen	—	13	12	6
Visier, Art		Quadrant	Leitkurven	
Standvisier, m	150	225	300	300
Höchstes Visier, m	750	1600	2000	
Verschluss-System	Vorderlader	Drehzug	Geradzug	
Zahl der Ladegriffe	8	4	2	
Kaliber	10,2	10,45	7,5	7,54
Gewicht der Patrone	27,5	30,4	27,5	26,3
» » Ladung	4,0	4,0	1,9	3,2
» d. Geschosses	19,0	20,3	13,8	11,3
Länge d. Geschosses	—	25,3	28,7	32,0
Anfangsgeschwindigkeit, m/Sek.	430	410	620	810
Höchste Erhebung der Flugbahn bei Schussweite auf				
300 m	105 cm	97 cm	45 cm	20 cm
500 m	350 cm	300 cm	165 cm	67 cm
1000 m	—	17,3 m	11,0 m	3,8 m
2000 m	—	180 m	93,0 m	33 m
Grösste Schussweite	ca. 3,0	ca. 3,5	ca. 4,0	ca. 6



Wörtlich.

In der Rekrutenschule fragt der Leutnant den Infanteristen Müller: «Nennen Sie mir Ihre direkten Vorgesetzten!» — Müller beginnt zögernd: «Der Herr Oberst, der Herr Major, der Herr Hauptmann und ... und der Herr Oberleutnant!» — «Na, und meine Wenigkeit?» sagt der Leutnant. — «Und Ihre Wenigkeit!» ruft der Rekrut.

Das Preisausschreiben.

Eine Feldzeitung hatte einen Preis für eine lustige Geschichte aus dem Schützengraben ausgesetzt. Dieselbe sollte aber nicht mehr als 200 Worte haben. — Daraufhin lief folgender Roman ein: «In unserem Schützengraben ist eine Latrine. Die Stange, wo man sich drauf setzt, war angesägt. Das sind 15 Worte. Die ändern 185 Worte sprach der Gefreite Hohenleiter, nachdem er aus der Grube herausgeklettert war. Sie können unmöglich wiedergegeben werden.»



Auf! — Debout!

Kriegsgefahr.

A.: «Am nächste Samschtig geit der Chrieg los!» — B.: «Ah, dumms Züüg!» — A.: «Wennis säge! Aber nume bi mir deheime, mi Alti chunt wieder us de Ferie hei!»

Militärische Hilfe.

Ein Ehemann steht beim Morgengrauen vor seiner Haustür, als eben das Artillerie-Regiment zum Schiessen ausrückt. — «Verzeihen Sie, Herr Hauptmann,» wendet er sich an einen Offizier, «ich klinge hier schon seit einer halben Stunde und meine Alte macht nicht auf... möchten Sie nicht mal so einen kleinen blinden Schuss abgeben?»

Das kommt davon.

Der Herr General will persönlich die Fernsprecheleitungen prüfen und ruft hinein: «Hier General von Bredow!» Da ruft der Telephonist von der anderen Station: «So siehste aus!»

Wir empfehlen unseren werten Lesern das Soldaten-Feuerzeug der Firma Petitpierre fils & Cie. in Neuchâtel (siehe Inserat in dieser Nummer).

Kuranstalt Sennrüti

DEGERSHEIM

900 m über Meer

TOGGENBURG

Vorzüglich eingerichtete physikalisch-diätetische Kuranstalt.

Das ganze Jahr geöffnet.

51

Erfolgreiche Behandlung von Adernverkalkung, Gicht, Rheumatismus, Blutarmut, Nerven-, Herz-, Nieren-, Verdauungs- u. Zuckerkrankh. Rückstände v. Grippe etc. Illustr. Prospekte. F. Danzelsen-Grauer, Dr. med v. Segesser.

Vereinsfahnen

in erstklassiger Ausführung, unter vertraglicher Garantie liefern anerkannt preiswert

Fraefel & Co. — St. Gallen

Älteste u. besteingerichtete Fahnenstickerei der Schweiz